

Mischa Suters Buch „Geld an der Grenze“ ist eine Goldgrube, nicht erst durch den Gegenstand. Zwar sind die Erträge fragmentarisch; einer „einzelnen großen These“ (S. 16) sagt er früh ab. Aber das macht nichts. Gold, auch das wird noch deutlich, bleibt Gold – formunabhängig. So sind es drei Teile mit jeweils zwei Unterkapiteln, die das Buch, 2021 als „erste Fassung“ (S. 291) von Suters Habilitation, umspannen. Er schreibt weniger eine Geschichte des Geldes als eine des Umgangs mit ihm – in dessen latentem Mangel (Teil I, post-Gründerkrise), dessen oktroyiertem Wandel (Teil II, heutiges Tansania) und dessen radikaler Flut (Teil III, Hyperinflation). Suter erschließt diese drei „Krisenmomente“ (S. 35) jeweils auf zwei Ebenen. Einerseits „im Handgemenge“ (S. 26) derjenigen, die Geld nutzen (mussten), in ihren „epistemische[n] Konflikte[n]“ (S. 22) über die titelgebenden „Wertmaßstäbe“ und andererseits aufseiten der Politik, die Geld steuerte (Teil I), es aufzwang (Teil II) oder an ihm verzweifelte (Teil III).

Teil I vertieft die rechtlich-publizistische Debatte um Wucher und dessen Verbot ab 1877 in Österreich und Deutschland. Seinen antisemitischen, antifinanzelitären Impetus habe Wucher als Offensivbegriff zwar behalten. Allein die Anklagen nach dem Gründerkrach würden es prominent bezeugen. Aber in der stagnativ-deflationären Lage der zwei Anschlussdekaden, speziell: in ihrem Geldmangel, erkennt Suter im Wuchervorwurf auch das Defensive: Ökonomen wie Großagrarier hätten ihn als Vorlage gebraucht – schützend vor dem erklärt hinterwäldlerischen Kleinbauern, dessen mangelnde Ratio ihn angesichts knappen Kreditangebots in ungünstige Verträge getrieben hätte, so der Quelltenor. Aber ohne klare Zinsobergrenze seien die Wuchergesetze letztlich als Placebo verblieben, als Theaterdonner für das miesgelaunte Publikum.

Derweil man das Wucheropfer beklagt oder gemäßregelt habe, beobachtet Suter am anderen Ende eine intellektuelle Klärung: die Definition des rationalen Subjekts in der Nationalökonomie. Damit schwenkt er in ein dogmengeschichtliches Kapitel, das Carl Mengers „Subjektive Wertlehre“ historisiert. Dieser Turn überrascht, aber er lohnt sehr, zumal sich Suter auf die erstmalige Auswertung von Mengers Notizbüchern ab 1867 stützt. Mengers Exzerpte, seine Lehrnotizen, gar seine Privat-

bibliothek zeigen eine große methodische Aufgeschlossenheit. Suter streift es, aber man mag es pointieren: Der weltfremde Elfenbeintheoretiker Menger steht gegen den konzeptlosen Feldempiriker Schmoller – das ging schon 1883 fehl, und Suter bestätigt es. Denn schließlich sei Menger 1892 auch in die Praxis abgetaucht, als Österreich-Ungarn die Eingliederung in den Goldstandard vorbereitete und es galt, die Reaktion der Edelmetallmärkte zu antizipieren und einen kompatiblen Wechselkurs festzulegen.

Teil II vertieft die deutsch-koloniale Währungspraktik im heutigen Tansania der zwei Dekaden um 1900. Früh habe im Binnentransport die Parallele von Silbermünzen und Barter Währungsarbitrage ermöglicht. Währung als Ware (Silberschmuck) und Ware als Währung (Baumwolltuch, Schnecken) – eine fluide Grenze, so Suter. Hier habe die Entscheidung Englands 1893, die Silberkopplung der dominanten indischen Rupie zu kappen, auf deutscher Seite Handlungsdruck und -vielfalt provoziert. Wie lange ließ sich die eigene, deutsche Rupie munter weiterprägen, bevor Abwertungskosten Seigniorageprofite verdrängten? Suter zeigt, dass diese Frage keineswegs nur die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft und ihr privat-exklusives Münzrecht betraf. Sicher, Importeure hätten stets opponiert. Doch selbst zehn Jahre später, als die Münzprägung verstaatlicht wurde, habe man eine taktische Abwertung forciert – aus Konkurrenz teils zum Empire, teils zur Unterdrückung, da die Verdrängung der indischen Rupie samt Koloniesteuern nun eine deutsche Bargeldversorgung erzwungen habe.

Der Verfasser betrachtet stets auch jene, die das Geld nutzten. Das ist so erfrischend wie notwendig. Denn wenn Geldakzeptanz mehr den hohen Silbergehalt zu Schmuckzwecken als eine ferne Währungslogik verlangt oder wenn Münzen im Maji-Maji-Krieg ab 1905 plötzlich den Informationsaustausch finanziert hätten, dann vervollständigt dies die Währungsgeschichte.

Spannend wäre, wie der Rivale England die deutsche Reaktion rezipierte, wobei das die ohnehin enorme Quellenfülle gesprengt hätte. Mancher Rassismusbegriff stimmt; der Mehrwert ist diskutabel. Wenn Suter eine Reichstagsdenkschrift von 1904 zitiert, die die „Kontrolle“ der „farbigen Zwischenhändler“ (S. 148) avisierte, dann ist der Befund zwar richtig. Gleiches gilt für die Kolonialvorstellungen von Karl Helfferich. Aber lag hierin nicht zunächst ökonomisches Kalkül im Ringen zweier Mächte, das ja nicht allein dadurch rassistisch wird, dass es in einem rassistusgeplagten Raum wirkte? Einfacher: War das nicht bloß typische Quellensemantik?

„Wer machte Geldpolitik?“ (S. 207.) Die Frage, mit der Teil III nach Deutschland um 1923 zurückkehrt, scheint simpel, zumal die Figuren, individuelle Biographien und die Daten ja vielfach offenliegen. Da aber Preise nie nur Geld- oder Fiskalpolitik folgen, vielmehr Friktion und Erwartung, Kurzsicht und Heterogenität ebenso zentrale ökonomische Kategorien sind, ist die Frage völlig berechtigt.

Geldpolitik, so die Antwort des ersten Unterkapitels, „machten“ die Akteure wörtlich auf der Straße. Selbst kleine Einzelhändler hätten den Dollarwechsellkurs eingepreist, ganz gleich, ob er für ihre Kalkulation früher irrelevant gewesen war. Effektive Preiskontrollen hätten die sich als Hilfssheriffs aufschwingenden Kreise um KPD und Hausfrauenverbände nicht erreicht. Derweil sei der Wuchervorwurf aus der Agrarperipherie in die Metropolen gezogen und nun viel häufiger beklagt worden. Rechtlich geschärft habe ihn das nicht. Zu dehnbar seien etwa die „Gestehungskosten“ gewesen, mit denen der Gesetzgeber Betriebskosten versuchte zu schematisieren und Preisaufschläge auszuschließen.

So lautet Suters Antwort: Viele beanspruchten Preiskontrollen, doch keiner besaß sie wirklich. Und wenn das finale Kapitel von der Straße in die Ministerien tritt, bestätigt es den Befund. Suter seziert die Debatte um die Ermittlung und die Besteuerung von privatem Kapital, den „Sachwerten“, ab Mai 1921 und beschreibt bis November 1923 einen Wandel: Die politische Arena habe Sachwerte von einem „Hebel“ (S. 255) zur Währungsstabilisierung, also mittels höherer Staatseinnahmen die Mark aufzufangen, in ein Substitut der Währungsdeckung umdiskutiert. Dies zu rekonstruieren – Sachwerte vom Rettungsversuch der Währung zur Grundlage ihrer Reform – und den umliegenden Diskussionsknäuel richtig zu dosieren, gelingt Mischa Suter ohne Zweifel.

---

*Benno Gammerl*, Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute.

München, Hanser 2023. 272 S., € 24,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1035

---

Norman Domeier, Prag

Wahrscheinlich zu allen Zeiten, aber ganz besonders in der Belle Époque, konnten es sich reiche homosexuelle Männer durchaus gutgehen lassen. Gepaart mit einer zeittypischen „Sehnsucht nach dem Süden“ war man um 1900 als schwuler Mann in Italien, Griechenland und Ägypten weitgehend sicher und konnte sich ausleben.